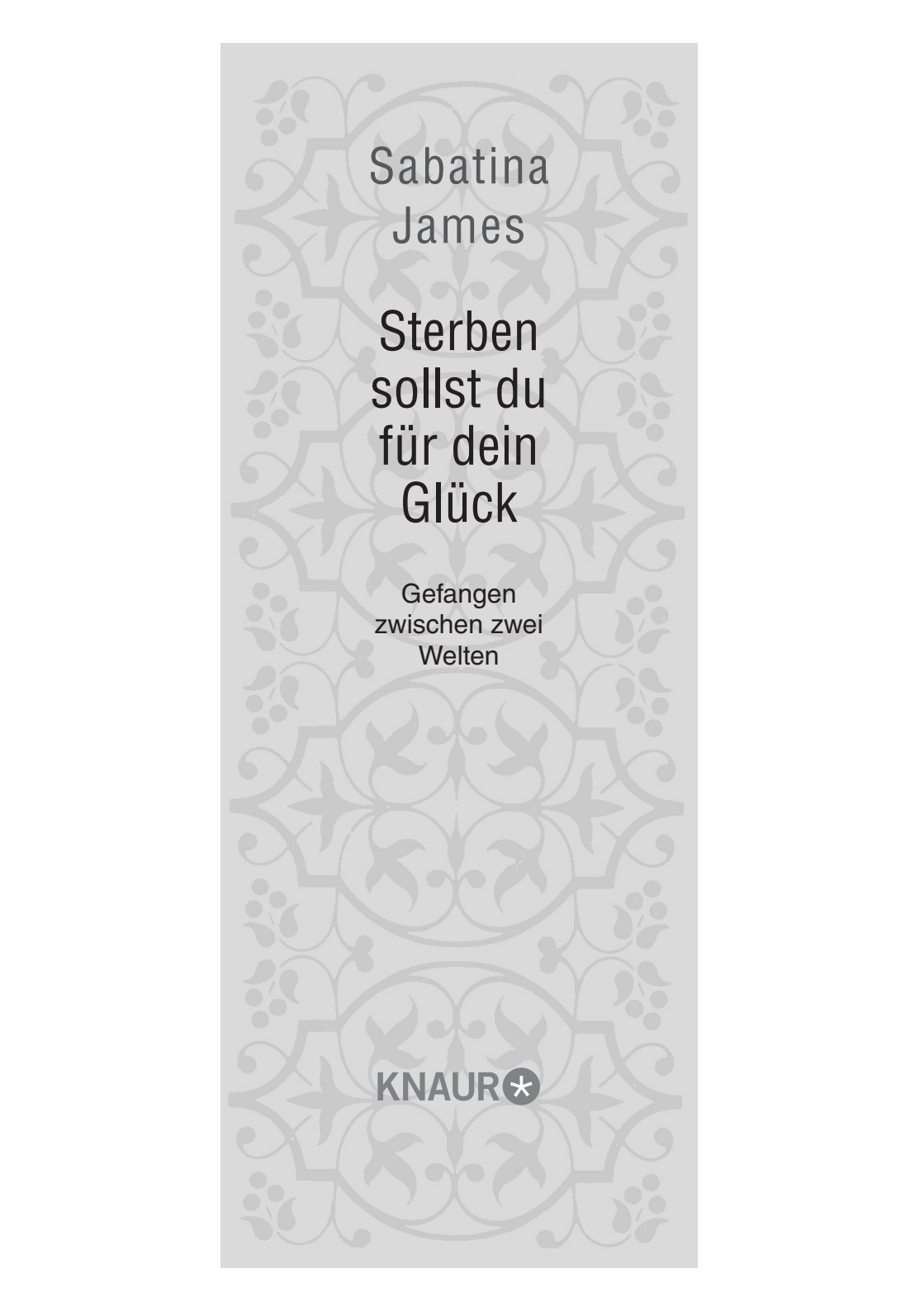


Über die Autorin:

Sabatina James (der Name ist ein Pseudonym) wurde 1982 in Pakistan geboren und ist mittlerweile österreichische Staatsbürgerin. Im Alter von zehn Jahren kommt sie mit ihrer Familie aus Pakistan nach Linz. Sie lernt die deutsche Sprache und besucht das Gymnasium. Als Sabatina 16 Jahre alt wird, finden ihre Eltern, dass sie zu westlich geworden sei, und schicken sie unter einem Vorwand nach Pakistan zurück; dort muss sie in eine strenge Koranschule, wird geschlagen und misshandelt. Als sie auch noch gegen ihren Willen heiraten soll, flieht die junge Muslimin aus dem Martyrium und kehrt nach Europa zurück. Doch trifft sie hier die harte Antwort des Islam umso mehr: Ihre Familie spricht am 2. Juni 2001 ein Todesurteil über die junge Frau aus. Seitdem hält sich Sabatina in Süddeutschland versteckt.



Sabatina
James

Sterben
sollst du
für dein
Glück

Gefangen
zwischen zwei
Welten

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Vollständige Taschenbuch-Neuausgabe 2010
Knaur Taschenbuch
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
© 2003 by Verlag Kleindienst, St. Andrä-Wördern
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: www.thommy-mardo.de
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-77754-1

22 24 26 25 23

Auf Anraten der Polizei wurden die Namen aller handelnden Personen in diesem Buch aus Sicherheitsgründen geändert. Doch die Beschriebenen existieren; sie leben in Österreich und Pakistan.



Vorwort

Das Erscheinen meines Buches, das sofort ein Bestseller wurde, löste einen großen Medienwirbel aus. Einerseits freute ich mich über die große Resonanz, die meine Geschichte hervorrief, andererseits begann damit eine sehr schwierige Zeit für mich.

Österreichische Boulevardmedien veröffentlichten private Fotos von mir und stellten mich als Nacktmodel dar, dem es nur darum gehe, berühmt zu werden. Ich fühlte mich wie ein gehetztes Tier. Gehetzt von den Medien, von der islamischen Glaubensgemeinschaft, die mich per E-Mail immer wieder bedrohte.

Doch es kam noch schlimmer: Mein Vater trat in einer TV-Sendung auf und bezeichnete mich öffentlich als Lügnerin. Er engagierte sogar einen Anwalt und verklagte mich wegen Verleumdung. Für mich brach eine Welt zusammen. Nun hatte ich mein Elternhaus verloren und hatte niemanden mehr, der bedingungslos zu mir hielt. Das Einzige, was mir in dieser Zeit Trost spendete, war mein Glaube an Gott.

Am 25. April 2004 sollte der Verleumdungsprozess vor Gericht verhandelt werden. Zwei Jahre lang hatte ich keinen Kontakt mehr zu meinen Eltern gehabt – und nun sollte unser Wiedersehen ausgerechnet in einem Gerichtssaal stattfinden. Ich war schrecklich aufgeregt. Mein Herz pochte wie wild, und ich zitterte am ganzen Körper. Doch ich sprach mir selbst Mut zu, indem ich mir vor Augen führte, dass es heute nicht nur um mich, sondern stellvertretend um Tausende anderer muslimischer Frauen ging, die Ähnliches erleben mussten wie ich.

Trotzdem fiel es mir sehr schwer, meine Aussage zu machen, und ich stotterte öfter und rang nach Worten.

Während der Verhandlung fing meine Mutter plötzlich

an, laut zu weinen und meinen Verleger zu beschimpfen. Durch die Veröffentlichung des Buches fühlten sich meine Eltern sehr gekränkt und entehrt. Ich weiß, dass meine Familie in einer anderen Welt lebt, aus der ich sie nicht herausholen und in der ich sie nicht erreichen kann. Und dennoch spürte ich auf einmal den drängenden Wunsch in mir, meine Mutter zu umarmen und ihre Tränen wegzuwischen.

Als die Befragung und mit ihr meine Kräfte zu Ende waren, schielte ich noch einmal zu meinen Eltern. Ich wusste nicht, ob ich sie je wiedersehen würde. Plötzlich musste ich schluchzen, und es brach aus mir heraus: »Ich werde euch immer lieben.«

Im Januar 2005 fand die Urteilsverkündung statt: Ich wurde freigesprochen. In ihrer Urteilsbegründung erklärte die Richterin, dass sie meine Aussagen und die der Zeugen als glaubhaft einschätze und das Buch den Tatsachen entspreche. Damit war dieser Alptraum ausgestanden.

Mittlerweile lebte ich schon in Deutschland. Mein Wunsch, Schauspielerin und Sängerin zu werden, hatte mich hierher geführt. Nach einer TV-Show, in der ich aufgetreten war, sprachen mich Kollegen von Xavier Naidoo an und fragten mich, ob ich Lust hätte, bei seinem neuen Musikprojekt *Zeichen der Zeit* mitzusingen.

Ich musste daran denken, wie ich als Jugendliche unzählige Stunden vor dem Radio verbracht hatte, nur um die Stimme dieses Popstars zu hören. Manchmal, wenn der Druck durch meine Eltern zu groß wurde oder meine muslimischen Freunde sich von mir abwandten, weil ich nicht mehr an denselben Gott glaubte wie sie, lief ich zum nächsten CD-Laden, um Naidoos Lieder zu hören. Sie be-

stärkten mich in meinem Glauben und gaben mir Kraft durchzuhalten. Ich hatte damals alle beneidet, die seine Platten kaufen konnten, während ich mir Gedanken darüber machen musste, wie ich sie mir leisten konnte.

Dass nun ausgerechnet ich ein Teil von *Zeichen der Zeit* sein sollte, erschien mir wie ein Wunder, auch wenn ich nur bei einer Strophe mitsingen durfte.

Ungefähr zur selben Zeit begann ich, mich immer mehr für die Rechte muslimischer Frauen einzusetzen und andere Mädchen und Frauen zu unterstützen, die Ähnliches erlebt hatten wie ich.

Eines Tages begegnete ich Aisha, einer Afghanin, die mit 13 Jahren verheiratet worden war und nun in Hamburg lebte. Ihre Eltern waren von den Taliban hingerichtet worden, und sie war mit ihrem Mann und den Kindern nach Deutschland geflohen.

»Sabatina, bitte hilf mir!«, flehte sie mich an. »Mein Mann schlägt mich, und nun habe ich erfahren, dass ich nach Afghanistan abgeschoben werden soll.« Aishas Worte bestärkten mich in meiner Vision, eine bessere Welt für islamische Frauen zu schaffen. Im März 2006 gründete ich meine eigene Hilfsorganisation: Sabatina e.V.

Neben Aisha, die durch meine Hilfe in Deutschland bleiben konnte, helfen wir heute Frauen aus Pakistan, Syrien, der Türkei und anderen islamischen Ländern, wenn sie aus Angst vor einer Zwangsehe oder gar einem Ehrenmord vor ihrer Familie fliehen müssen. Wir geben den Opfern rechtlichen Beistand, finanzielle Unterstützung und verhelfen ihnen zu einer neuen Identität durch Opferschutzmaßnahmen.

In meiner täglichen Arbeit werde ich mit schrecklichen Schicksalen konfrontiert. Wir haben es mit Kinderehen

mitte in Europa zu tun, mit vernarbten Körpern hinter Schleiern und mit Frauen, deren Männer die Haustür von außen zusperren, wenn sie morgens arbeiten gehen, und wieder aufsperrten, wenn sie abends zurückkommen. Die Frauen sind den ganzen Tag gefangen. Ihr Alltag besteht darin, die Familie zu bekochen und möglichst viele Kinder zu gebären.

Das gehört zur Realität in jedem Land, in das Muslime einwandern. Denn sie legen ihre Tradition und ihre Religion nicht am Flughafen ab, wenn sie in ein anderes Land kommen. Die meisten Männer wollen nicht, dass ihre Frauen und Töchter zu »westlich« werden, deswegen verbieten sie ihnen jeden Kontakt zu Nichtmuslimen.

Damit bleiben den Frauen nur die islamische Gemeinschaft und der Gang in die Moschee. Ich habe einige Imame gefragt, warum sie Milliarden von Euros und Dollars ausgeben, um weitere Moscheen zu bauen und Islamkurse anzubieten, sich aber weigern, auch nur einen Cent in die Freiheit der Frauen zu investieren. »Wir zahlen doch Steuern, deswegen muss sich der Staat um solche Sachen kümmern und nicht die islamische Gemeinde«, bekam ich daraufhin einmal zu hören.

Dass Frauen in der Moschee keine Hilfe finden, musste auch die 22-jährige Fatima aus Österreich erleben, als sie die Frauen ihrer Gemeinde um Hilfe bat. Ihr Mann hatte sie blutig geschlagen, weil sie ihm nicht gehorcht hatte. Voller Schmerz erzählte mir Fatima: »Die Frauen im ›Gotteshaus‹ haben gesagt: ›Du hast deinem Mann nicht genug gedient!‹«

Da musste ich an unsere frühere Nachbarin denken, die ebenfalls ihrem Mann nicht genug gedient hatte. Eines Tages hatten ihre Schmerzensschreie die ganze Nachbar-

schaft aufgeweckt. Ich selbst war damals noch ein kleines Mädchen, erinnere mich aber genau daran, wie ich mich durch die Menge drängte, die um die Frau herum stand. Mich packte das Entsetzen, als ich ihren eingeschlagenen Kopf sah. Das Blut lief über ihr Gesicht, fast ohnmächtig saß sie in einem dunklen Zimmer. Niemand rief einen Arzt, der ihre Wunden hätte nähen, oder eine Schwester, die sie hätte trösten können. »Was hat sie falsch gemacht?«, fragte jemand. Auch heute noch, viele Jahre später, höre ich ihr schmerzerfülltes Schreien.

Es erscheint mir wie ein Ruf bis nach Pakistan. Das Land, in dem in den letzten Jahren alleine in der Stadt Islamabad mehr als 4000 Frauen bei lebendigem Leib verbrannt wurden. Wenn ich Berichte über Pakistan in den Medien verfolge, ist immer wieder von Terror die Rede. Der größte Terror dort ist aber der gegen Frauen.

Ich konnte einfach nicht mehr länger zusehen, wie Frauen in meiner Heimat behandelt werden. Also beschloss ich 2008, nach Pakistan zu gehen und zu helfen. Ich war viele Jahre nicht mehr dort gewesen und hatte große Sehnsucht nach meiner Heimat.

Natürlich war es sehr gefährlich für mich. Damals lebte ich nach wie vor unter Polizeischutz, und mein Betreuer vom Opferschutzprogramm stöhnte, als er von meinen Plänen erfuhr: »Sie sind ein absoluter Alptraum für uns! Wie sollen wir Sie schützen, wenn Sie ausgerechnet in das zurzeit gefährlichste Land der Welt reisen möchten? Wir übernehmen keine Verantwortung für diese Reise.« Auch die Mitarbeiter meiner Hilfsorganisation weigerten sich, mich bei dieser Unternehmung zu unterstützen.

Natürlich stellte auch ich mir die Frage, ob es wirklich eine gute Idee war, nach Pakistan zu fahren. Die Antwort darauf gab mir schließlich eine Bibelstelle: »Sei mutig und

entschlossen, und lass dich durch nichts erschrecken, denn ich, der Herr, bin bei dir, wohin du auch gehst!«

So seltsam es klingen mag, aber damit stand für mich die Entscheidung fest. Trotz aller Warnungen reichte mir die Zusage, dass Gott hinter dieser Reise stand.

Im April 2008 saß ich im Flugzeug nach Pakistan. Meine Bibel, ein Herz voller Liebe zu den Menschen meiner Heimat und eine große Portion Glaube an Gottes Schutz waren meine Reisebegleiter.

Als die Maschine den pakistanischen Boden berührte, schossen mir die Tränen in die Augen. Viele Jahre zuvor war ich das letzte Mal hier gewesen – aber damals hatte ich noch eine kleine Schwester, meine Brüder und meine Eltern gehabt. Die Vorstellung, dass ich nicht nur sie, sondern auch den Rest meiner Familie, die hier in Pakistan wohnte, nicht besuchen konnte, setzte mir sehr zu. Doch der Gedanke, dass ich Hoffnung in dieses Land bringe, gab mir Mut.

Am Ausgang des Flughafens lächelte mir schon das Team einer Menschenrechtsorganisation zu, das mich in den nächsten drei Wochen auf meiner Reise begleiten sollte. Sie hatten alle geheimen Treffen mit hilfesuchenden Frauen organisiert. Vor allem aber sorgten sie für meine Sicherheit und nahmen mich wie eine Tochter in ihre Familie auf.

Am dritten Tag nach meiner Ankunft ging es los: Um ein Uhr nachts starteten wir mit einem großen Wagen von Peschawar in Richtung Süden. Da wir schon im April über 50 Grad hatten, bevorzugten wir es, in der Nacht zu reisen. Es sollte nur eine Stunde dauern, bis wir vom ersten Schreck heimgesucht wurden:

Auf einmal, es war noch stockdunkel, stand ein Suzuki auf unserer Spur. Wir erkannten, dass darin verummte

und bewaffnete Männer saßen, die offenbar jemanden ermordet hatten. Sie hatten die Leiche in Tücher eingewickelt und warfen sie auf unser Auto. Der Körper prallte gegen unsere Windschutzscheibe und wurde von dort auf die Straße geschleudert. Unser Fahrer fuhr darüber und raste mit großem Tempo weiter, so dass ich panische Angst bekam. Mit zitternden Händen schlug ich meine Bibel auf und las mir immer wieder Psalm 91 vor. Bis heute kann ich es nicht fassen, dass wir jene Nacht überlebt haben.

Etwas später sagte einer der Teamleiter zu mir: »Schau mal nach links.« Ich sah eine weitere Leiche am Straßenrand liegen. »Was ist hier passiert?«, fragte ich entsetzt. »Das ist Pakistan, meine Tochter,« antwortete mein Begleiter mit gebrochener Stimme. »Ein Menschenleben ist hier nichts wert.«

Im Lauf des Vormittags hielten wir an einer Tankstelle, weil einige Reparaturen an unserem Wagen notwendig waren. Ein etwa sechs Jahre alter Junge mit ölbeschmierem Gesicht und Händen kam mit dem Werkzeug auf uns zu. Sein Kollege, etwa 14 Jahre alt, wollte das Auto waschen. Ihre großen traurigen Augen brachen mir das Herz!

Tränenüberströmt stieg ich aus und wollte verhindern, dass diese Kinder arbeiten. »Wenn sie nicht Ihr Auto waschen dürfen, dann eben das nächste«, sagte jemand.

Ich kramte mein ganzes Geld heraus und gab es ihnen. Die Kinder sahen mich mit großen Augen an. »*Shukria* – Vielen Dank!«, sagte der ältere Junge. Der Sechsjährige dagegen war wie erstarrt.

Meine Seele war so betrübt, als ich diese Kinder sah, dass ich fast überall anhalten wollte, wo mir Kindersklaven begegneten. Auch wenn ich wusste, dass ich mit ein

paar Rupien Spende keines der Kinderleben nachhaltig verändern konnte, gab es mir wenigstens etwas Trost, wenn ich für kurze Zeit ein Lächeln auf ihre Gesichter bringen konnte.

Was mich während meiner Reise durch Pakistan besonders nachdenklich stimmte, war die Abwesenheit der Frauen in der Öffentlichkeit. Fast nirgendwo waren Frauen auf den Straßen zu sehen. Wenn ich nach langer Zeit doch mal eine entdeckte, dann war sie von Kopf bis Fuß eingehüllt in Schleier. Das machte mich so rasend vor Wut, dass ich mich weigerte, meinen Kopf zu bedecken. »Dieser Schleier ist Gift. Ich hasse ihn«, sagte ich zu einer meiner Mitarbeiterinnen. Sie war besorgt, dass ich unverschleiert durch eines der gefährlichsten Gebiete Pakistans reisen wollte.

Wahrscheinlich war das der Grund, warum ich die ganze Zeit über einen bewaffneten Mann neben mir haben musste. Khalid, mein Bodyguard, ließ mich keine Minute aus den Augen.

Nach circa 17 Stunden Fahrt kamen wir endlich an unserem Zielort im Süden Pakistans an, wo wir fast zwei Wochen bleiben wollten, um mit verschiedenen Frauen zu sprechen, die uns von ihrem Schicksal erzählen wollten.

Das Hotelzimmer, in dem ich untergebracht wurde, war alles andere als einladend. Überall krochen Kakerlaken herum. Das Bad war übersät mit Reptilien, die ich auch nach genauerem Hinschauen nicht identifizieren konnte. Durch das Essen, das uns serviert wurde, bekam ich einen Virus. So schlimm, dass ich in die nächste Klink eingeliefert werden musste. »Sie müssen sich unbedingt ausruhen«, sagte die Ärztin. »Ihr Körper ist sehr schwach, Sie brauchen eine Infusion«.

Doch als ich die hygienischen Zustände in der Klinik

sah, weigerte ich mich, ihr Angebot anzunehmen. »Nein, keine Infusion!«, antwortete ich und verließ kurz darauf das Krankenhaus.

Meine Mitarbeiter waren sehr besorgt, denn innerhalb der nächsten 24 Stunden sollten schon die Termine mit den Frauen stattfinden, die auf unsere Hilfe hofften. Manche von ihnen hatten Hunderte von Kilometern zurückgelegt, um mich zu treffen.

Am nächsten Morgen erwachte ich immer noch mit starken Schmerzen und konnte keine Nahrung zu mir nehmen.

Einer der Bodyguards kam aufgeregt in mein Zimmer. »Madame, wir haben alle Frauen an einem geheimen Ort versammelt. Eine ältere Dame wurde auf dem Weg zu Ihnen erschossen! Ihre Peiniger haben erfahren, dass sie zu einer westlichen NGO geht, um ihre Rechte einzufordern. Die Situation ist jetzt sehr gefährlich geworden, vor allem für Sie. Sie sollten das Hotel lieber nicht verlassen.«

Ich bat Khalid um ein paar Minuten Zeit, um zu überlegen, was wir jetzt am besten tun sollten. Auf einmal fiel mir ein Spruch der Königin Esther aus der Bibel ein: »Komm ich um, so komme ich um.« Esther hatte ihr Leben aufs Spiel gesetzt, um ihr Volk zu befreien.

Genau dieser Satz gab mir die Entschlossenheit, trotz meiner angeschlagenen Gesundheit zu den Frauen zu gehen, deretwegen ich nach Pakistan gekommen war. Als ich kurze Zeit später die Frauen sah, die auf mich warteten, liefen mir die Tränen über die Wangen. Als ich näher kam, standen die Frauen, die mit schmutzigen und zerrissenen Kleidern am Boden gesessen hatten, auf und fingen an, Lieder für mich zu singen. Anschließend ging ich der Reihe nach zu ihnen, damit sie mir ihre tragischen Geschichten erzählen konnten.

Gleich zu Beginn sprach ich mit Shehnaz. Sie setzte sich zu mir, und ich bemerkte ihr vernarbt Gesicht. »Mein Onkel hat mich verkauft, als ich zehn Jahre alt war«, begann sie zu erzählen. »Der Mann, dem ich übergeben wurde, hat eines Tages noch eine Frau geheiratet und mich auf die Straße gesetzt. Unsere Kinder blieben bei ihm, und ich darf sie nicht mehr sehen. Jeder Versuch, sie wiederzusehen, endete mit einem Eklat. Das letzte Mal hat er mich mit einer Kette geschlagen. Seitdem lebe ich in einer Strohütte ohne Wasser und Strom.« An diesem Tag sprach ich noch mit weiteren Frauen, die ebenfalls von reichen, skrupellosen Großgrundbesitzern wie Sklaven gehalten wurden. Sie alle waren gekidnappt und vergewaltigt worden. Eine von ihnen, Soraya, eine etwa 50-jährige Frau, schluchzte: »Mohammed, einer unserer Vergewaltiger, hat meinen Sohn an einem Baum angekettet. Er ließ ihn in der Hitze verdursten, weil er sich geweigert hatte, für den Vergewaltiger seiner Mutter zu arbeiten. Mein Sohn starb vor meinen Augen, und keiner durfte ihm Wasser geben.«

Mein Herz, das bei den Gesprächen mit den Frauen vor Trauer geweint hatte, wurde schließlich von Wut erfüllt, als ich später einigen Kindersklaven begegnete. Diese Kinder wurden gezwungen, bei 50 Grad Hitze im Steinbruch zu arbeiten. »Manche kommen durch Schlangenbisse um, andere durch das Wasser, das von Fäkalien verseucht ist«, erzählte mir eine Frau.

»Was ist euer größter Wunsch?«, fragte ich die Kinder. »Schicken Sie uns Handschuhe aus Deutschland, damit die Arbeit nicht so weh tut«, antwortete eine zarte Kinderstimme. Kein Wunder, denn die Kleinen hatten schon aufgerissene Hände.

»Nein, ich werde euch keine Handschuhe schenken, sondern euch hier rausholen und in die Schule schicken!«, antwortete ich. Sie schauten mich zweifelnd an. Um ihr Vertrauen zu gewinnen, schenkte ich ihnen Süßigkeiten und eiskalte Getränke, die ich mitgebracht hatte.

Etwa zwei Wochen später führte mich meine Reise nach Multan, einer Stadt, der die Taliban schon mehrmals mit Terror gedroht haben, weil dort angeblich einige »Ungläubige«, also Christen, leben.

Eine dieser sogenannten Ungläubigen war Ruchsana, eine 55 Jahre alte Frau, die jeden Mut verloren hatte. Kaum hatte ich ihr Haus betreten, fing sie an, laut zu weinen: »Sie haben ihn umgebracht! Sie haben meinen Jungen hingerichtet!«

Ruchsanas 22-jähriger Sohn Immanuel war bei der pakistanischen Armee gewesen, als in seiner Einheit ein Mord geschah. »Die Muslime, die den Mord eigentlich begangen hatten, beschuldigten ihn, weil er Christ war. Sie wussten, dass Christen in Pakistan keine Rechte haben und niemand danach fragen würde, ob Immanuel tatsächlich schuldig war«, sagte mir ein Mann, der den Jungen gut gekannt hatte.

Immanuel kam in die Todeszelle, aber niemand informierte seine Familie. Als es nach sechs Monaten noch immer keine Spur von ihm gab, litt sein Vater so sehr darunter, dass er einen Herzinfarkt bekam und starb. Ruchsana verkaufte danach ihr Hab und Gut und erreichte durch die Hilfe eines Anwalts und einer Menschenrechtsorganisation, dass nach Immanuel gesucht wurde. Unter Tränen erzählte Ruchsana weiter: »Als wir ihn schließlich fanden, war er nackt und abgemagert. Sie hatten ihn brutal

geschlagen. ›Mein Sohn, ich hole dich hier heraus‹, versicherte ich ihm. Aber er sagte: ›Sie wollen mich erhängen, Mutter. Ich habe große Angst!‹ Einige Tage später stand Immanuel vor dem Galgen. ›Was ist dein letzter Wunsch?‹, wurde er gefragt. Immanuel war verlobt und weinte: ›Sagt meiner Geliebten, dass es mir leidtut, dass ich sie nicht heiraten kann. Sagt meinem kleinen Bruder, er soll arbeiten, damit meine Mutter etwas zu essen hat.‹ Das waren die letzten Worte, bevor er unschuldig hingerichtet wurde. Heute gehen meine anderen Söhne – der jüngste ist erst neun Jahre alt – putzen und Gemüse verkaufen, und davon leben wir.«

Die Verlobte von Immanuel saß daneben und hörte Ruchsana schweigend zu. Seit seinem Tod war sie psychisch krank und konnte sich mit keinem Wort zu ihrer verlorenen Liebe äußern.

Als ich die Bilder von Immanuels Leiche sah, wurde mein Herz so schwer, dass ich keinen weiteren Termin mehr wahrnehmen konnte.

Noch am selben Tag stand der pakistanische Geheimdienst vor unserem Hotel. Sie hatten erfahren, dass wir uns mit pakistanischen Frauen trafen und versuchten, ihnen zu helfen. Mit jedem Tag wurde die Situation für uns gefährlicher, und so beschlossen wir, Multan sofort zu verlassen, um kein unnötiges Risiko einzugehen.

Es waren nur noch zwei Tage bis zu meiner Abreise nach Deutschland, und in der Zwischenzeit hoffte ich, dass ich Pakistan heil würde verlassen können. Nach meiner Rückkehr nach Deutschland konnte ich es erst gar nicht fassen, dass ich wieder da war. Die Geschichten der pakistanischen Frauen hatten mich so traurig gemacht, dass ich in den nächsten Tagen weder sprechen noch essen wollte. Mir

war wieder einmal bewusst geworden, wie sehr wir im Westen doch auf hohem Niveau jammern.

Einige Wochen später wurde ich in den Deutschen Bundestag eingeladen, um den Abgeordneten von meiner Reise nach Pakistan und den Zuständen in meiner Heimat zu erzählen. Meine Organisation Sabatina e.V. hat seit ihrem Bestehen 150 Sklaven aus dem Süden Pakistans befreit. Auch die Kinder aus dem Steinbruch können heute zur Schule gehen.

Außerdem setzt sich meine Stiftung für mehr Bildung ein. Fast 80 Prozent der pakistanischen Frauen sind immer noch Analphabetinnen. Ich bin sicher, dass gute Schulausbildungen eine Veränderung in Pakistan bringen würden. Deswegen fördere ich eine weitere Schule in Punjab, um vor allem Mädchen eine Chance zu geben.

Unsere Arbeit ist aber zurzeit nur möglich, weil Soldaten aus den USA und Europa in Afghanistan ihren Dienst leisten. Wenn sie abziehen, würde innerhalb kurzer Zeit auch in Pakistan Chaos ausbrechen, und die Taliban würde alle Schulen, die wir aufbauen, in die Luft bomben. Außerdem würde al-Qaida alles daransetzen, an die Atombombe Pakistans heranzukommen, und dann wären wir sogar hier im Westen nicht mehr sicher.

Ich weiß, dass der Einsatz der Soldaten in Afghanistan umstritten ist. Es gibt Leute, die der Meinung sind, dass es auf keinen Fall Krieg geben dürfe. Aber was ist mit der Folter, den öffentlichen Hinrichtungen und Steinigungen, die in dieser Gegend immer noch an der Tagesordnung sind? Viele, die gegen den Krieg sind, vertreten die Ansicht, dass man alles regeln könne, indem man »darüber redet«. Das

hatte auch Barack Obama versucht, als er einen Dialog mit den gemäßigten Taliban ankündigte.

Wie wenig hingegen gläubige Muslime an einem Dialog mit dem Westen interessiert sind, merkte ich, als ich im Sommer 2009 nach Amerika reiste. Aus Sicherheitsgründen musste ich Deutschland für kurze Zeit verlassen. Ich entschloss mich, einige Zeit in den USA zu verbringen. Kritische Freunde warnten mich jedoch: »Die Amerikaner werden dich als Pakistani nie ihr Land betreten lassen.« Ein anderer Bekannter fügte hinzu: »Amerikaner sind absolute Rassisten!« Trotzdem blieb ich bei meiner Entscheidung.

Als mich der erste Beamte am JFK-Airport anlächelte, während er meinen Pass studierte, konnte ich keine Spur von Rassismus erkennen. »Welcome to New York, Madame! I hope you enjoy your stay – Willkommen in New York, ich wünsche Ihnen einen angenehmen Aufenthalt«, begrüßte er mich. Auch später bemerkte ich keine Spur von Ausländerfeindlichkeit, als ich die Schwarzen und Inder sah, die an der Ausgangshalle standen.

Die nächsten Wochen sollte ich bei einer christlichen pakistanischen Gastfamilie unterkommen. Mich interessierte zunehmend, wie die Muslime in dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten leben. »Wenn du Pakistan in New York sehen willst, dann komm mit uns nach Coney Island«, schmunzelte einer meiner Bekannten.

Und er sollte recht behalten, denn dort angekommen, fühlte ich mich eher an das Zentrum Lahores als an die USA erinnert. Die Frauen trugen *shalwar kameez*, aus den Fernsehkanälen hörte ich Mullahs dieselben Koranverse singen, die ich in der Koranschule gesungen hatte. Die Jugendlichen waren schon etwas moderner und wippten

im Takt der Bollywood-Musik mit, die aus lauten Boxen ertönte.

Doch die verächtlichen Blicke, mit denen manche Frauen meine engen Jeans musterten, waren kaum zu übersehen. Ich versuchte, mich davon abzulenken, indem ich genussvoll in die köstliche Samosa biss, die mein Bekannter für uns gekauft hatte.

Der Appetit verging mir jedoch, als Razia, eine 26-jährige Christin, mich ansprach: »Weißt du, in meiner Schule sagen Muslime, ihr Christinnen seid schamlos, deswegen dürft ihr euch so westlich anziehen und Männer eurer Wahl heiraten!«

Während ich mich über die Intoleranz dieser Muslime ärgerte, lobte Barack Obama in seiner Rede in Kairo die Vorzüge des Islam.

»Hast du gehört, was er gesagt hat?«, fragte meine empörte Bekannte. »Er sagt, Amerika sei keine christliche Nation. Was sind wir denn dann?«

Doch dafür strahlten die Gesichter der muslimischen Gemüseverkäufer, als Barack Obama über die Vorzüge Mohammeds sprach und Verse aus dem Koran zitierte. Für die Christen in Kairo, die wegen ihres Glaubens in Gefängnissen sitzen und im Namen Mohammeds hingerichtet werden, war die Rede des amerikanischen Präsidenten hingegen eine schallende Ohrfeige.

Aber so ist es leider überall auf der Welt: Politiker verstehen unter Dialog mit dem Islam aktive Ignoranz von Problemen. Sie setzen sich lieber dafür ein, dass wir noch mehr Moscheen bauen, während in Pakistan die Kirchen brennen. Die Politiker achten peinlich genau darauf, dass niemand den Islam kritisiert, um ja nicht den Zorn der Fundamentalisten auf sich zu ziehen.